

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schrift und Volk**

**Auerbach, Berthold**

**Leipzig, 1846**

Die Dichtung aus dem Volke, mit besonderer Beziehung auf Hebel

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Die Dichtung aus dem Volke, mit  
besonderer Beziehung auf Hebel.

---

Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden. Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden.

Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden.

Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden. Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden.

Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden. Die Richtung des Lichts ist im Allgemeinen von Osten nach Westen, doch sind die Winkel, unter denen es einfallt, sehr verschieden.

Der Begri  
D  
Wenn  
Erschein  
abmarken  
jenige ge  
Lebens-  
selbständ  
Gegenw  
ferungen  
lichen S  
nen sich  
sichliche  
Ansichte  
mit inn  
Sage, t

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. —  
Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhange. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Sage, sondern stellen sich als Volksweisheit lose

neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze und Regeln sind hier nicht maßgebend, das Erfahrungsmäßige, sowie das in den verhüllenden Formen des Symbols überkommene Allgemeine herrscht vor. Eine Vermittlung und Entwicklung durch fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich. In sich selbst gefestigt entfaltet sich hier der urthümliche Menscheng Geist nach seinem innern organischen Triebe, gehemmt oder gefördert von außen durch jeweiligen äußern Einfluß.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes entspricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weltweisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungs-erguß findet daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren. Je zuversichtlicher in sich die Zeiten waren, um so

mehr blühte das Volkslied; es gibt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausföhrung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Dies ist, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrschung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

Zu diesen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyrischen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum ist die innerste Lebensbedingung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthüm-

lich besondern Ausprägung wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung läßt sich von einer volkstümlichen Literatur reden, die nicht sowol ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke blos Leben ist, rein im Geiste aufzufassen, abspiegelnd und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu erheischt es, daß man äußerlich, oder mindestens zeitweise innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim“, sagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung geltend machen. Die still in sich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in sich fest wie ein reines Naturerzeugniß. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geistes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache eindringlicher versteht und gebraucht, nachdem

man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke steht, sich selten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich vorherrschend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreise, namentlich in Deutschland; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poe-

sie, wenn eine ursprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meist verlieren sie sich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenuß haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen sich minder in ihr eigenes Sein, sondern schweifen gerne in ausgetretenen Geleisen in fremdes Leben; darum legen sie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das ursprünglich gegebene Besondere. Die Gelehrsamkeit, die Breite fremder Anschauung imponirt ihnen, sie geben dafür die Ursprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, all die großen Vortheile eines scharfkantigen Naturells für den feinen Schliß der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Veröhnung und wir mögen darin bereits einen wesentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeistes erkennen: aus sich herausrettend, drängt er sich fremden Welten zu und strebt sie mit sich zu vereinbaren. Im Verlaufe dieser Schrift wird uns dies noch be-

stimmer  
auf den  
schenleben  
und sein  
verienkt  
zieht sich  
Weniger

stimmter entgegenreten, hier mag es uns nur auf den wunderbaren Zusammenhang des Menschenlebens hinweisen. Jegliches strebt aus sich und seiner gegebenen Umgrenzung hinaus und versenkt sich in ein anderes, herauf und herab zieht sich ein tiefes Verlangen und macht alles Menschenleben zur Einheit.

... die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Dufte überhaucht, der die scharfen Sonderungen bis zu einem gewissen Grade verschmilzt und uns ein Gesamtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in langsamen Schritten durchwandert, so wird das, was ihr nun mit Einem Blicke überschaut, noch viel mehr als bloß einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Wie für die Anschauung, so ist auch für die Erkenntniß die Ferne von besonderer Bedeutung. Erst durch sie erscheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns so den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken.

In der  
heien de  
netem fe  
angebre  
uns nah  
innerob  
von tau  
man gel  
alles in  
deutige  
Da l d  
Gle  
in der fe  
des un  
dige, in  
werden  
gekehr  
Gedan  
iegt, a  
erfaßt  
Ne  
so in fi  
Gesam

In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innwohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert, man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gefehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und setzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesamtgehalt ihrer Epoche fassen und harmo-

nisch gestaltet heraustreten lassen. Mitten in der Gegenwart schwingen sie sich auf eine weit über ihr stehende Höhe, sie stehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das scheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkte derselben steht, während Andere ihre vereinzelt Stellung für den wirklichen Mittelpunkt ansehen. Die beherrschende Kraft und Allgemeinerkenntniß besteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, sondern daß man in ihrem innersten Kern stehe, wie ja auch Gott selber inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelercheinung ist.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philosophen und Dichter eine Fern- und Uebersicht gewinnen, von der aus sie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schauen; unbehindert von den tausend Einzelheiten, den allgemeinen ihnen inwohnenden Gedanken offenbaren, Träger desselben aufstellen, die, mit individuellem Leben ausgestattet, das allgemeine Zeitbewußtsein in sich darstellen. Von dieser Höhe der Offenbarung aus werden sie dann Propheten in der eigentlich-

sten Bedeutung des Worts, sie schauen auf dem Boden der Phantasie stehend das innerste Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in seiner endlichen Erscheinung, in der Zeit; sie erlösen den dunkel und zerstreut in der Brust der Einzelnen wohnenden Geist, indem sie ihn klären und zusammenfassen, sie werden Verkündiger dessen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte sich harmonisch entwickeln wird und soll.

Das ist nur Wenigen verstanden. Der schaffende und erkennende Geist wendet sich daher meist zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verschwundenen, oder schafft aus der Vollkraft der selbstherrschenden Phantasie willkürliche Gebilde.

Entzweiung und Vereinigung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewusste Menscheng Geist sieht sich in die Welt versetzt, die ihm der Räthsel so manche aufwirft; er sucht die Welt zu beherrschen, indem er ihren Gesetzen nachgeht, sie mit ihrem eigenen und seinem Wesen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, seine Geschichte und Wendungen leben neu auf in seiner Brust und er tritt durch sie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenschen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart steht, ist aber schon in sich ein Abbild vom Leben des Menschengeschlechtes, und vermag er es, seine Vorgeschichte so in sich aufzunehmen, daß auch kein Moment

daraus verloren gegangen ist, so erhebt er sich zu einem harmonischen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenseits, das in seinem eigenen Leben lag, zu Gestalten und Bildern, die an seinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumerischen Reimen die kindlich stille Brust bewegten — vermag er es sie fest zu halten und in ihr Recht einzusetzen, so feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Versöhnung; Friede ist zwischen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergessen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine selbständige, mystische und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum sein Wurzelgeäste tief in den dunkeln Schoos der Erde senkt, Wärme und Saft aufsaugt, so breitet er hoch oben seine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Fest steht er mit prangender Krone im freien lichten Raume und mit reichem Wurzelgeäste im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund gibt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber in einer stillen Bucht seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschlossen sie ihm von neuem ihre Schönheit und ihren allgemeinen Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch heraustreten ließ; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die verschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geistesblicke auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und

Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieselbe verwebt, er-innert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem schaffenden Geiste gewissermaßen sein eigenes Selbst und die lieblichsten Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen sein müssen, damit er sich selbst und seine Welt wieder neu gewinne und aufserbaue und sich nun frei darein versenke und verliere?

Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, sagt ein tiefbedeutsamer Spruch der Bibel, der auch hier seine Anwendung finden mag. Wer sein Dasein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers sollen Philosophie und Religion ihren verborgenen Quellsprung in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzustande haben, der diesem Erden-dasein vorausging. In anderer Weise mögen wir dies weit eher von dem dichterischen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von

dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die schwierigste und geheimnißreichste Besonderheit des dichtenden Geistes ist, sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, in der noch die naivste und festgesetzte Umgebung war.

Das Dorfkind und seine dichterische Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit ist die Kernwurzel seines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweise auf das Jugendleben der Menschheit, oder auf das eigene Kinderleben zurück, dort verliert sie sich leicht in Idealismus, hier gewinnt sie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächst noch unter urthümlichen und naturgemäßen Zuständen. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht, hier brechen sofort die Zwiespältigkeiten eines unfertigen Kulturlebens um so schneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreisen zu einem gewissen Abschlusse gebracht wird. Naturwidrigkei-

ten mannigfacher Art erscheinen deshalb. Die staatlichen, kirchlichen und doktrinären Elemente im weitesten Sinne, die auf fremden Gebieten erzeugt wurden, können selten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo sie kein fremdes mehr sind und als selbsteignes Erzeugniß da stehen.

Das Kindesleben dagegen befindet sich noch wesentlich in naturgemäßen Zuständen. Das Kindesalter wird hier noch nicht bloß als eine Uebergangsstufe betrachtet und in seinem Selbstzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einstigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menscheng Geist individuell den Bildungsgang der gesammten Menschheit durchlaufen und dessen Ergebnisse in sich verarbeitet haben muß, so mögen wir im Leben des Dorfindes ein lebendiges Abbild der ersten Stufe menschlicher und menschheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die in jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier ist noch der unmittelbare Zusammenhang

mit der Natur, mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menschegeist fühlt sich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch sind seine Genossen, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen in dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menschenleben in seiner Besonderheit. Es löst sich so zu sagen allmählig ab von dem tellurischen Zusammenhange und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrunde der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einst still genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menschlichen, in seinem Verhältnisse zu sich und zur Gemeinschaft,

auf dieser Stufe sich geltend macht, erscheint in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorsams auf der andern Seite. Weiter hinauf ist es das Orakel von Weisen und Verehrten. Der Gehorsam als solcher greift nicht in die Seele hinein, sie aufrüttelnd und umgestaltend, sondern verlangt nur momentane äußere Unterordnung. Das „du sollst“ und „du sollst nicht“ entspricht der ersten Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts und des Menschen.

Was sich als höhere, allbeherrschende Macht aufdrängt, erscheint auf dieser Stufe in dem Schauern der Ahnung als Mystisches, Märchenhaftes und Zaubrisches.

Wie die Natur hier, so weit sie offenbar ist, sich frei darstellt, nicht gedeutet und gedeutet von fremdem Bewußtsein, so liegt auch das umgebende Menschenleben selbst der Kindesseele erschlossen da. Wie es auf dem Lande keine wesentlich verschiedenen Kindertrachten gibt, so ist auch der Dorfknabe in seinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßstabe. Hier ist eine kleine Welt, die leicht vom Geiste bewältigt wer-

den kann. Man kennt die Menschen alle bei Namen und selbst in ihren Verhältnissen. Wie man sich beim Begegnen grüßt und anspricht, so hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbst das kleine Kind ist hievon nicht ausgeschlossen. Die junge Seele gewöhnt sich nicht daran, stündlich an Menschen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns so fremd sind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet sich im Geiste des Dorfkindes eine Gemeinsamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zusammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachsen ist, erinnert sich oft wunderbarer Weise der verschiedensten eigenthümlichen Menschen und Schicksale, die lebhaftig vor seine Seele treten, ohne daß sie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm gestanden.

In späteren Jahren läßt sich diese kleine Welt nicht mehr so als ganze erfassen, sie deutet den Beschauer stets auf die größere hin und erscheint als Bruchstück. Der betrachtende Geist, aus entferntem Lebenskreise herzutretend, ruht nicht

mehr so sein selbst vergessen auf den Dingen. Man ist zu sehr mit Allgemeinem oder mit persönlichen Schicksalen und Bestrebungen erfüllt und muß nothwendig, während solches die Brust bewegt, gleichgültig an tausend Dingen vorübergehen, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu lassen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte selten so in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind, das von Jugend auf in solches versenkt war. Vermögen sie es auch — was selten geschieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menschlichen zu dringen und sich diesen Kern rein heraus zu schälen, so haben sie meist zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während sie dieses Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil sie nicht sein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in seiner Innerlichkeit erfährt.

Der Knabe, besonders im jugendlichsten Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt; er bleibt überall stehen, verliert sich

ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keinem fremden hofmeisternden Bewußtsein belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum etwas weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich austauschen sehen und freiwillig erwecken \*).

\*) In dem wundersam schönen Gespräche „Die Baumzucht“ betitelt, läßt sich Hebel in der Rede und Gegerede zwischen ihm und dem Adjunkt in folgender Weise aus: „Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist,“ bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu,“ sagt der Hausfreund, „man hat am längsten Zeit, daran zu denken.“ In solch kurzer knapper Weise liebt es Hebel, den unverfiegbaren Quell der Jugendeindrücke kaum zu bezeichnen.

## Die Heimkehr.

Erst nach langer Entfremdung und Isolirung  
kehrte Hebel wieder zum Volksgeiste zurück und  
ward dessen Erlöser durch dichterische Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines  
in weltgeschichtlichen Epochen und Persönlichkeiten  
sich kundgebendes Gesetz an der kleineren Erschei-  
nung nachweisen.

Die größten Befreier und Erlöser der Mensch-  
heit mußten sich eine Weile von ihrer Volksge-  
nossenschaft isoliren und auf sich allein zurückzie-  
hen. Die Ueberlieferung berichtet von ihrer zeit-  
weisen Vereinsamung in der Wüste, wo sie sich  
in sich vertieften und mit Gott unterredeten. Zu-  
rückgekehrt zu ihren Genossen, ging ein Glorien-

glanz von ihnen aus und sie verkündeten ihrem Volke und der Menschheit, was sie in sich hegten und hegen sollen.

■ Läßt sich diese große uralte Wiederkehr eines Gesetzes nicht auch in kleineren und modernen Erscheinungen erkennen?

■ Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Ferne zu Gesamtbegriffen führt. Der moderne Mensch zieht sich nicht in die Einsamkeit der Wüste zurück, um sich in sich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menschen allein in sich zu fassen, er will den geschichtlich entwickelten Menschengestalt in sich wieder schaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er sich in die weltentfernte Wissenschaft zurück. Tausende beharren durch ihr ganzes Dasein auf der Uebergangsstufe der Isolation, sie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

■ Wer aber aus der Abstraktion der Wissenschaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart sich die Welt in ihm und um ihn her aufs Neue, und er mag diese Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten fest gestalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beispiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf isolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenossenschaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geistes und fern vom heimischen Dichten und Trachten hinweg. Durch sein ganzes Leben zieht sich die Sehnsucht nach der Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebsten Wunsch unerfüllt, sodaß sich sein Leben nicht zu einem Kreise gestaltete, der, nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da schuf er als gereifter Mann die „Allmannischen Gedichte“ und feierte in ihnen ein Fest der Versöhnung, der Erlösung seiner selbst und des in ihm ruhenden Volksgeistes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit seinen vielfachen, aufgedrungenen und selbstverschuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnsucht angezogen, schwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem

hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichsten Weisen, halb der Erinnerung nachgesungen, halb aus der liebreichen Brust entquollen, beides in einander verschmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit.

Sind diese Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr sie nicht alsbald findet, wenn ihr hinausstretet unter die Bauern?

Vor Allem ist es nicht so leicht, unterzutauschen und die Psyche eines Volksstammes heraufzuholen. Diese Psyche kann oft anders, zarter und großartiger erscheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen lassen. Sind ja auch die sogenannten gebildeten Stände oft viel besser, als sie erscheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das Beste ist, was man sein kann; die Momente, in denen die reine, unschuldige Natur sich ganz kundgibt, und von denen man

mit den Worten der Bibel sinnbildlich sagen kann, die Seele nicht weiß, daß sie nackt ist und sich schämt und verbirgt — alles das ist sehr selten und zeigt sich oft nur in leisen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in sich erschaut hat.

Der allerfassende Menscheng Geist mit seinem Dichten und Trachten nimmt die stumme Natur um ihn her in sich auf, er erlöst sie — für sich mindestens — indem er sie von neuem offenbart in menschlicher Fassung. Stumm ragt der Berg mit seinen starren Felsen, seinen stillen Blumen und rauschenden Wäldern in die Luft hinein. Der Mensch läßt sich fassen von dem Geiste, der das All hält, und erkennt wieder in ihm Geist von seinem Geiste. In leisen Accorden wie in rauschenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegrüßigt die stumme Natur um uns her ist.

Und die Menschen? Sie hegen die Blüten zarter Gefühle im Busen, es umrauschen sie die Stürme der Leidenschaften wie Waldebrausen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tausende und aber Tau-

sende wissen das selber nicht und verwischen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in sich hegt, hält es mit allen seinen Wandlungen fest, er führt solche ihnen nochmals vor die Seele und sie kennen sich selbst nicht mehr, denn sie wußten kaum davon, als diese Regungen sie durchzogen; sie erstaunen vor sich selber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbstsucht, sein vergessend in sie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmonischer Vollendung vor.

In der sogenannten höhern und niedern Menschengesellschaft bewährt sich dies.

Wer kann hier scheidekünstlerisch bestimmen, was bei den Darstellungen der Natur wie des Menschenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßstab kann hier nur gelten, ob die Ursprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein bestimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und soll ein Leben und einen Seelenzustand bis zu

seiner gesegmähigen Vollendung führen, zu der sie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren, oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein solcher war Hebel — ist es gestattet, die Blüthen des Seesenlebens zu fassen und festzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu sagen, daß auch viel blüthenloses einfaches Gras dazwischenstand, aus dem er sie herausgelesen. Weiter schreitend zur epischen und dramatischen Darstellung, kann er die auseinandertliegenden Momente zusammendrängen, bei den Hochpunkten der Leidenschaft oder des Friedens länger verweilen und das farblose Zwischenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen \*).

\*) „Ein Hefnerscher Hirt,“ sagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voss — und Hebel dürfen wir hinzusetzen.“

Welche Momente hervorgehoben werden, dafür kann die äußere Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen kundgibt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimische Anschauung. — Die  
Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemannischen Gedichte sind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies ist eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beispiel in helleres Licht gesetzt werden mag.

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizerfoldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen,

weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf ruht, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Vieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem ruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet seine Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatz, zur Entzweiung und so zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimat fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimat verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohlstönenden Worten verkünden mag.

Ähnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahr-

ten im Kl  
den Allge  
Staats  
Heimat,  
in ihm zu  
solches v

\*) Die  
fationen  
übergel  
nach und  
Statthal  
von Dori  
mannliche  
gegen ist  
terer Per  
Eingelsh  
Motive  
Dyfle.  
so fehlt  
sind scho  
wenn di  
sel fin  
Stirn  
In  
nahm  
verba  
wengle

ten im klassischen und biblischen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwissenschaften, aus Staats- und Lehrgeschäften zurückgekehrt zur Heimat, und was er Fremdes mitbringt, hat sich in ihm zum Heimischen ausgebildet und wird als solches von den Seinigen empfangen \*). Das

\*) Die weit ausgeführten Allegorien und Personifikationen Hebel's sind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes sogar der thatsächlichen Grundlage nach aus dem biblischen Alterthume, wie z. B. „Der Statthalter von Schoppsheim“ durchaus die Geschichte von David und Abigail ist; aber alles dies ist mit allemannischer Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen ist z. B. das Gedicht „Die Feldhüter“ (in späterer Periode verfaßt) meiner Ansicht nach, trotz schöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier stammen die Motive offenbar aus Theokrit, so z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimisch gemacht, so fehlt hier doch das eigentlich Besondere, namentlich sind schon die Epitheta eine durchaus fremde Störung, so wenn die Burschen sagen: „Mer wen in liebliche Wechsel singe,“ und wenn vom Heiner mit seiner „lockigen Stirn“ die Rede ist u. s. w.

In dem Ausspruche Göthe's, daß „Hebel auf die naivste und anmuthigste Weise durchaus das Univerfum verbaure,“ liegt das oben Ausgeführte kurz angegeben, wenngleich durch den gewählten Ausdruck mit ironischer

Heimische aber ersteht in ihm und um ihn her in neuer Glorie. Er steht und verkündet auch in dem Allemannischen sowol die Schönheit der klassischen als auch die religiöse Weise des biblischen Alterthums. Und warum sollten dem allemannischen Bauernleben diese beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffassung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entstehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunstwerke vor Allem müssen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationalistischen Auffassung entsprach es dem negativen Standpunkte, die

Beimischung. Allerdings verbauert Hebel das Universum, er macht sogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgesetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plastisch zu machen! Gelingt es auf diese Weise einen lebendigen Mikrokosmos darzustellen, so rechtfertigt sich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufassen.

biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheile das Augenmerk, auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höhern und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem urthümlichen Volksgeiste entspricht dem des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität ausdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu

Der Volksgeist und der allgemeine Menscheng Geist. —  
Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem urthümlichen Volksgeiste entspricht dem des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität ausdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu

haupte  
Heimate  
und Be  
Pflanz  
kommen  
E  
les Fre  
Pflanz  
rechent  
sache,  
einand  
veränd  
Volks  
schließ  
tiona  
die n  
mehre  
bunde  
Religi  
aus  
jene  
mein

Hauptnahrungszweigen geworden sind, in ihre Heimaterde übergesiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei sich heimisch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein ursprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch ist auf dem Boden des Geistes vieles Fremde ganz heimisch geworden.

Presse und Religion haben hier eine unberechenbare Wechselwirkung eröffnet. Die Thatsache, daß viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberstehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeist hat seine Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen wesentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöses Bewußtsein nicht mehr aus besonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuständen heraus entwickeln, sondern die Religion der Menschheit in sich aufzunehmen und aus sich herauszubilden trachten, ist der abgeschlossene Volksgeist nach der tiefsten Seite hin allgemeinen Einflüssen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuständen und

Geistern Gemeinsame, das allgemein Menschliche in abstrakter Weise, wurde aus den Volksgeistern herausentwickelt und in sie hineingebracht, auch fremde geschichtliche und volksthümliche Zustände müssen von den neuern Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinschaft. Die Religion Christi, als deren höchste Aufgabe sich herausstellt, Klärung und Befreiung des Menschthums zu sein, sie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menschlichen und in dem es beherrschenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zustände und Empfindungsweisen begriffen und aufgenommen werden müssen.

Es wird sich uns dieses Moment noch näher darlegen, hier muß nur darauf hingewiesen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten sich in der besondern und endlichen Erscheinung eines fremden Nationallebens darstellen; sie können nicht abstrakt aufgefaßt, von ihrer Besonderheit losgeschält werden, sondern jenes Nationalleben muß zugleich mit begriffen sein.

So ist das neuere Volksthum keineswegs so abgemarkt und blos organisch in sich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinschaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu seinem Principe. In das neuere Volksthum muß das über ihm stehende Allgemeine und das außer ihm stehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiösen Bildung ist: das Allgemeine, über allen Völkerschaften stehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Besonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziele entgegenzuführen. Beide können und sollen vereint sein, denn die neueren Völker und ihre Zustände können sich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die die Uebereinstimmung von Natur und Gesetz ist.

Die Nationalitäten sind kein Hinderniß für die Einheit der Menschheit unter sich: die Einheit in der Mannichfaltigkeit gilt auch hier als höchstes Gesetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerschaften Allgemeines und Fremdes in sich aufnehmen und dennoch in der Urthümlichkeit ihres besondern und organischen Lebens bestehen, wie sie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, eine erfüllte Einheit werden, so auch einzelne Menschen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksstammes betrachten können.

Fassen wir von diesem Gesichtspunkte aus Hebel ins Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er sich seine ursprüngliche Besonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum sind viele seiner Dichtungen wieder ins Volk aufgegangen. Sind ja auch so oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volke entstanden. Immer aber muß etwas darin sein, was auf einen verwandten geheimen Zug stößt; es muß eine Bildung sein, die durch das Bewußtsein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkte entspricht, nur daß dieser reicher und voller: die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesstatt angenommene Naivetät.

Bewußtsein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und stehen in ursprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenschen zur Darstellung des Volksthums, so muß diese für den Dichter ein Cultus sein. Gehalten in seiner endlichen Individualität, erhebt er sich da zur unendlichen Individualität eines Volkstammes. Das erheischt eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiösen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß seine Sendung nach den Gesetzen des Volksgeistes erfüllen, die in ihm individuell sich gestalteten, aber auch als allgemeine außer ihm stehen und über dasselbe herrschen.

Das Volksthum ist nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenschen, das Volk ist in Stände und Besonderheiten aller Art gespalten; das Volksthum ist in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es ist die Gemeinseele.

Wir können hier das Verhältniß des Indi-

viduums zum Allgemeingeiste erkennen. Jeder einzelne Mensch ist als Individuum frei, unabhängig, schafft und handelt selbständig, rein aus sich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiste auch den allgemeinen Geist in sich. Dieser allgemeine Geist ist in keinem Individuum absolut dargestellt, der Volksgeist, der Geist der Menschheit, der Geist Gottes steht in und außer ihm.

Je reiner sich das Individuum entwickelt, um so mehr wird der allgemeine Geist in ihm erlöst, um so mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier ist der Punkt, wo sich die religiöse Weihe in allem Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen und Gestalten offenbart. Hier treten die positiven und negativen Pole des Geisteslebens hervor: Selbstbewußtsein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Unterordnung unter den allgemeinen Geist.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geist als Genius der Nationen im allgemeinen Charakter

ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Speculativ erkennen wir diesen allgemeinen Geist als das Walten Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Consequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus diesem Gesichtspunkte bezeichnete ich das dichterische Schaffen und besonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, so hat der Darsteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, die Ehre und Anerkennung von sich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht sich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und sie in Worten festhielt.

Hebel erhielt sich auch in dem größten Theile seiner Dichtungen auf diesem Standpunkte. Er erkannte, daß er etwas darzustellen habe, was mehr ist als er selber, was in und doch wieder außer und über ihm steht.

So stand auch Hebel unter dem Einflusse des Volksgesistes, aus dem er sich aber zunächst or-

ganisch im Selbstgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote seiner Sendung konnten sich ihm nicht alsbald beim ersten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte sich dies wie alles Leben zuerst zum Selbstgenüge.

Der Selbstzweck.

Zunächst waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies ist uns auch geschichtlich aufbewahrt) für Niemanden abgefaßt als für ihn selber: er wollte sich selber genug thun.

Alle Einzelwesen im großen Weltganzen erscheinen zuvörderst als Selbstzweck. Auf dem Grunde der Selbsterhaltung, des allgemeinsten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbstentfaltung; aber wie Rückert sich ausdrückt:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten;

so wird jede, im eigenen Genüge hingestellte Selbstentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit sich selbst wird zur Har-

monie mit der Welt. Es kann dem Einzelwesen bis zu dem Menschen hinan verhüllt bleiben, wie sein Dasein und Thun eingereicht wird in das All. Ja selbst der Bewusste kann nicht bestimmen, noch viel weniger ermessen, welche Wirkungen und wie weit solche von ihm und seinen Thaten ausgehen; er hat frei aus sich geschaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingesetz.

Die Selbstentfaltung geht in ihrer Vollendung an sich schon über den Grundtrieb der Selbsterhaltung hinaus. In der ganzen organischen Welt wirkt jedes Wesen zu seiner eigenen Vollendung hin, aber diese Vollendung seines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daseins, der für sich selbständig wird, und wenn wir dieses ins Auge fassen, so erscheint die vorangegangene Selbstvollendung als Mittel.

Die Rose, die sich selbst und den Garten geschmückt hat, wird zum Keim für eine neue Pflanzung.

Der Dichtergeist nun, der, an kein Publikum denkend, blos seiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt so am naturgemähesten zu seinem Ziele,

zunächst für sich, dann aber auch für Andere. Aus seiner individuellen Isolirung heraustretend, mit dem Abschlusse seiner persönlichen Abspiegelung, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das sich in ihm zum persönlichen Leben gestaltet hatte. Je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr sich das Allgemeine in ihm zum besondern Leben gestaltete, um so mehr wird er verstanden und begrüßt werden, während er doch ursprünglich zum Selbstgenügen sich entfaltete. So Hebel. Die für ihn selber abgefaßten und im Freundeskreise mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerst anonym gedruckt. Der ethische Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieser Gedichte ergab sich in den ersten naturgemäß aus der Persönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. —  
Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte.

So entschieden nun jeder Organismus sich aus sich entwickelt, so steht er doch auch unter den allgemeinen Einflüssen des Gesamtlebens; der individuelle Geist also unter dem Einflusse des Zeitgeistes.

Thatenlose, matte, in nüchternem Einerlei sich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantastie leicht zu stürmisch bewegten, leidenschaftlich sich überstürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit steigert sich die Wechselwirkung des Publikums hierin, indem man das Energische, ja sogar das Krasseste und Abenteuerlichste eher liebt als das still sich Entfaltende, geräuschlos Eingefriedete.

Dagegen wenden sich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet sich hier wie dort oft „ins Land der Poesie.“ Dort will der Geist mächtige Erschütterungen und Aufregungen, hier zieht er sich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängsteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen sich die Gegensätze und es ist schwer, sich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegerische Naturen schmettern, vom Dichtergeiste beseelt, ihre Lieder im Marsch- takte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegerischen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und Streit für Erfüllung friedlicher Wünsche der Gesamtheit sich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voss seine plattdeutschen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemannischen. Die Biographie berichtet die Thatsache, daß neben den alten Classikern Voss mit seinen Idyllen und plattdeutschen Gedichten

von entschiedenem Einflusse auf Hebel's Dichtung war und daß sein „Beispiel den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart weckte.“

Es ist mit diesen Anregungen, wenn sie auch geschichtlich noch so fest stehen, eine eigenthümliche Sache; sie bestehen meist nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß sie Veranlassung waren, längst in der Seele Gehegtes offen darzulegen, indem man durch den Vorgang Anderer die Empfänglichkeit dafür voraussetzen darf.

Es ist neuerdings in der Philosophie und Poesie Mode geworden, die scharf zugespitzten Anekdoten zu wesentlichen Handhaben geschichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings concretes Leben in die Geschichte statt der blutleeren Schatten, in denen sich die Schöneren von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgesetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetischen Auffassung legte so logisch schnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geistes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr mög-

lich schien — und doch zeigte es sich ganz anders; das frisch quillende Leben läßt sich nicht an Sche-  
ma's und Kategorien auf- und wieder abhaspeln. Man versuchte daher den andern Weg, indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung al-  
les Lebens seine Berechtigung einräumte; die stuzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwar-  
teten Verknüpfungen wurden an die Spitze ge-  
stellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine  
Epöche im Leben der Einzelmenschen oder in dem  
ganzer Völker sich so oder so wendete.

Die streng genetische, wie die blos anekdoti-  
sche Auffassung erscheinen aber für sich allein als  
unberechtigte Extreme.

In jedem Einzelmomente herrscht das Allge-  
meine wie das Besondere, das Unendliche wie  
das Endliche vereint; nur unser erkennender Geist  
trennt sie in seiner Betrachtung, weil er ihre ge-  
heimnißvolle Verbindung nicht fassen kann.

Wer in dem Leben eines Menschen dem lei-  
tenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum  
Gesetze des Wachsthums vordringen. Es ist frei,  
weil es unabhängig von außen aus sich selber

seine Bestimmung erhält; es ist aber auch nothwendig, weil gewisse Voraussetzungen durch Natur und Geschick gegeben sind. So wird man nun in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen hervorstechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erscheinende äußere Bestimmung oder Veranlassung ins Leben traten. Diese zufälligen Einflüsse sind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenstrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knospe sprengte.

Dies muß die Philosophie der Geschichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenschen wie in den allgemeinen Ereignissen, die als Marksteine der Epochen dastehen, erkennen.

Wollte man sich hier überfluger Weise diesen oder jenen Umstand wegdenken, so fände der Spruch seine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,  
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die sogenannten zufälligen Ereignisse und nicht die vorhergegangene stetige Entwicklung als das Entscheidende, so würde

die Geschichte der Menschen und der Menschheit in zusammenhangslose Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht sind: der ewige Gedanke, das innere Gesetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlassen.

In jedem kleinen, noch so vereinzeltten Menschenleben können wir aber ein stilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraschenden, scheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet sein kann, ohne darum ihr innerstes Wesen aus denselben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's der Volksgeist eingepflanzt, wie lange hegte er ihn in sich, bevor er ihn dichterisch wiederschuf. Er trat mit und durch Boß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und sagen: wenn Boß nicht zur Zeit seine plattdeutschen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie seine allemannischen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie

grundverschieden Stoff und Dichtungsart bei Voss und Hebel ist. Während bei Voss in der Darstellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der starke Schritt vorherrscht, ist bei Hebel alles friedfamer, südllich behaglich. Beide bekunden darin ihren landschaftlichen und landsmännischen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geschichte widersprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergessen, wenn man Voss das Verdienst bestreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poesie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel seine Eigenthümlichkeit und wesentliche Selbstbestimmung ungeschmälert zu lassen.

Die volkstümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in seinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiser Mäßigung ausgestattet, Schicksale und Leben darstellt. Der Zusatz, den der Titel der allemannischen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ entspricht nicht ganz ihrem Leserkreise; denn dieser Zusatz bezeichnet nur Menschen, die außerhalb des Volkslebens stehen und sich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftsteller kann sein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunstwerk, seine Aufnahme und Auffassung ist nicht mehr von ihm abhängig, es ist ein selbständiges Leben. Jener Zusatz war aber wesentlich vom Geschmacke der Zeit bedingt.

Hebel selbst hat weitere Linien gezogen, denn er sagt in der Vorrede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben \*).

\*) Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte,

Welch eine bevorzugte Rolle spielen wunder-  
samer Abenteuer und Fahrten, Könige und Gra-  
fen, Prinzessinnen und Schlösser in den Geschich-  
ten, die in dem Munde des Volkes leben. Der  
Zug nach Außergewöhnlichem gibt diese Richtung.  
Aus der Alltagswelt verliert sich die träumende  
und phantasirende Seele in ein ihr höher dünken-  
des Dasein und schmückt es mit aller Pracht,  
allem Glanze und allen Seltsamkeiten. So aus-  
sich herausgetreten, findet der Geist ein wohliges  
Behagen in den freien Spielen der Einbildungs-  
kraft; er durchschweift fremde Welten und glaubt  
sie zu durchdringen.

die „höher Gebildeten“ voranstellte, dazu mochte ihn  
auch das Bewußtsein einer von ihm mehrfach gebrauch-  
ten fremden Form führen, die dem deutschen Volks-  
thümlichen entgegen ist. Es ist dies der Hexameter,  
welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählun-  
gen angewendet ist.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wie-  
senthal war, wurde einst von einem Bauern daselbst ge-  
fragt: ob das auch Verse seien. „Freilich,“ sagte der  
Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht,“ entgeg-  
nete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den  
mit Schlußreimen und Assonanzen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man sehr irrt, wenn man solche Darstellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreisen des Volkslebens genommen sind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geistes sich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben gibt uns hierfür eine Thatsache an die Hand.

Will sich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um sich her, setzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkostet einmal wieder gestandene Milch und Schwarzbrot, oder macht sich, wie im Urzustande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, frische Feldluft in der Brust, kehrt er singend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererseits freut sich schon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen“ wird. Er gönnt und gesteht sich nicht leicht eine Freude als solche, sondern

beredet sich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er sich's nicht blos einredet, wenn er nicht zu „zinsen“ hat, oder demüthig um Stundung der Frist bitten muß. In seinem besten Sonntagsstaate schreitet er nun dahin, betrachtet sich dann staunend die hochstodigen Gebäude, die sich immer weiter an einander reihen, verliert sich in das bunte Treiben der Straßen, setzt sich als blinder Passagier, aber nur in Gedanken, in die rasselnden Carossen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das seltsame und bunte Tausenderlei hinter den Glasscheiben der Kaufläden und sucht sich die ganze fremde Welt so gut es geht zusammenzureimen, oder vergißt bald alles beim Glas in der Schenke. Holt er sich auch einen kleinen Strich, so ist nur zu wünschen, daß er von gesundem, unverfälschtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit sich selber redend und seine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anschauungen als von dem genossenen Getränke. Zu Hause framt er aus, was er eingekauft, gesehen und gehört, und das auf dem Tisch liegende

mitgebrachte Weißbrod will oft so wenig zu dem gewohnten Leben passen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieses Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergöglichkeit können wir auch bei den geistigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausstreben aus dem gewohnten Lebenskreise.

Der selbe Widerstreit, der sich in manchen städtischen Bürgerkreisen gegen die Aufnahme des sogenannten bürgerlichen Dramas zeigt, macht sich in seiner Weise beim Landvolke geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesamtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäfernten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für

sich und Andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienscheine um das Haupt, oder bisweilen geschichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erst wenn es gelänge, in den untergeordneten Gestalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerschein des allbeherrschenden ewigen Geistes heraustreten zu machen, erst dann mögen sie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erst wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen sie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grasshalme die Majestät und Fülle des Gesetzes beachten, in dem das All gehalten ist.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. —  
Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesamtheit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der theoretischen Vernunft gezeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstrac-

tion heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — im Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich

zauberischer Dufte, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu lassen.

Von nationaler Seite betrachtet erschien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt sie sich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeistes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunstgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gast. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüste war, wurde nach und nach zum theoretischen Grundsatz ausgebildet; es sollte keine Besonderheiten mehr geben, man sollte überall zu Hause sein.

Die kernhafteren Erscheinungen und Gestaltungen des deutschen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeschworen, weil sie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menschliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an diesen Zuständen, weil sie zeitlich fremd waren, wie man sich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Menschen, die kein Herz für das Volk hatten, für seine niedergetretenen Rechte, seine ver-

lorene Größe, seine Jahrhunderte lange Knechtung, sein Leiden und Hoffen — sie trieben ein ergötzliches Spiel mit willkürlichen Gebilden, die sie in die Kreise des Volkslebens versetzten.

Warum ist nichts davon ins Volk übergegangen?

Weil sich nirgends der Pulsschlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil sich in den Romantikern die übermüthigste Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheischt, bei der man weder rechts noch links schauen darf, um für geist- oder phantasiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheischt oft die seltsamsten Abschweifungen, aber diese dürfen nicht bloß zum Selbstgenügen des Autors in überraschenden Antithesen sich erweitern, um zu bekunden, wie man außer und über seinem Gegenstande stehe; sie sind nur jene muthwilligen Sprünge des Geistes, der, wie der Volksausdruck sagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wol auch den Grundsatz fest, daß die Dichtung Selbstzweck sei, daß

sie nichts will und soll als die freie Entfaltung ihrer selbst. Aber dieser Grundsatz stand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbstentäußerung kommen. Weil und indem sie sich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten sie eben damit eine und zwar die sich selbst negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu lassen; auch hierin zeigt sich das Negative der romantischen Dichtung, in sich und nach außen. Man war aber auch gereizt, sowol gegen die Theorien mit ihrer Alles nach der Schnur fuzenden Zainscheere, wie auch gegen das Philistertum mit seinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieser Gereiztheit entstand die Unge-  
 rechtigkeit, sowohl gegen sich selber, als gegen den Feind. Man wollte die Majestät der genialen Subjectivität wahren und steifte und stemmte sich auf untergeordnete Absonderlichkeiten, alle schrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Wesenheit erhoben.  
 Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert

oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgehftet sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewußten Nothwendigkeit konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise ja fast ausschließlich an Musikanten, Schnurranten &c. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, die Menschen und die Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuk treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so lustig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei

aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Glanz und Wunderlichkeit um ihre Figuren gewoben, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebaren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn gebaute Ueberschwänglichkeit über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf eine neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstande.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantik und der volkstümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, mehr als bloße Liebhaberei zu beanspruchen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantik erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verfliegen wie ein schöner Traum.

Das Volkstümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantik ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in

manchen hochgetragenen Köpfen spuk, da möchte man gerne das zeitgenössische Leben auf einen willkürlich ausersehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staatsleben seine festen unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gerne eine büreaukratische Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die ästhetischen Genußmenschen in der Romantik für sich die ungebundenste Subjectivität beanspruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es schön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachschleppt, er selber kümmert sich um alles das nicht und buhlt mit allen Göttern, findet aber an den poetischen Vorurtheilen des Volkes einen ästhetischen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetisch zu verklären und zu einem Abschlusse zu führen, wird nur das alte schon an sich Abgeschlossene hervorgesucht, das sich leicht fügen und unterordnet.

So sehr nun auch die Romantik sich von dem Volksthümlichen entfernte, ist es doch wiederum der von ihr ausgehende poetische Hauch, der uns vor dem schmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetischeren Momenten der Erscheinungswelt zu verweilen; dies müssen wir festhalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbestritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienst, das alte Volksthümliche wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetisches Farbenspiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntnis muß zur Poesie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abstrakten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abschnurren lassen wollen, dieser Kampf setzt sich noch fort in dem modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Gestalt und Gehalt der Gegen-

wart nicht zurückschrauben in die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Vergangenheit — so bequem und anziehend sie auch erscheinen mögen, eben weil sie in sich abgeschlossen und fertig sind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeist aus sich selber erzeugt hat, daß die Staatsmaschine vor dem organischen Leben zurücktrete.

Mit der Berufung auf das geschichtliche Volksgemüth und seine unantastbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonanzen gerüsteten Bürokratie, wie dem nagelneuen in der Brust Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen, denn beide treffen von entgegengesetzten Seiten in der Despotie zusammen.

Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach den Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch eine lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hoch begabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich

entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel.

Man kann es bisweilen in drängendem Unmuthe beklagen, daß der spröde Volksgeist sich nicht von den guten Absichten Mancher packen und zu seinem Ziele führen läßt. Eine weitere Einsicht muß aber zu der Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Gesetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüsthlicher Kern, wenn es den sogenannten geistlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in seinem innersten Wesen umzugestalten? Die Geschichte der Völker wäre nichts als die Geschichte einzelner Menschen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu diesem geschichtlich nothwendigen kommt auch noch ein psychologisches Moment. Der wissenschaftlich und theoretisch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Ansicht aufgeben oder sich berichtigen lassen, er ist es gewohnt, verschiedene Seiten der Anschauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anschauung noch nicht die Sache an sich, und geschähe es auch, so ergänzt er sie

leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkte vorzudringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit in sich schließt. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung des vergangenen Geschichtlichen auch die Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Die Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zusammenfassen und halten, jeder schafft sich mehr oder

minder seine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es sich selbständig mit dem Gesamtwillen zusammenschließe und von ihm getragen fühle, das ist Aufgabe des modernen staatlichen und religiösen Lebens.

Selbsterkenntniß des Volkes ist hiezu der erste Schritt und dies die erste Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegensatz zur Romantik und Weltliteratur steht die volksthümliche Poesie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geistige und persönliche Wechselbeziehung getreten sind wie noch nie, gerade jetzt zeigt sich wieder überall eine vorherrschende nationale Besonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag sein, daß wie bei einem starken Individuum, je größer die gesellschaftliche Einwirkung zu werden droht, man um so behutsamer seine Besonderheit vor Verschleifung zu wahren trachtet und sich dabei sogar auf Untergeordnetes und Unwesentliches stützt; es mag sein, daß gerade beim Verschwin-

den einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grunde, daß der Beginn eines geistigen, wie der eines materiellen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Das Princip der Individualität macht sich auch in den Nationen und ihren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit soll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Ein Sammeln und Vervollkommen in sich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menschheit.

Auch von diesem Standpunkte aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erschlossen, sondern ein in uns selber Verborgenes zu Tage geschürft.

Gerade während man in ästhetischer Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gast war, schuf er eine heimische, ja sogar lokale Poesie. War er hierbei auch fern von Absicht und

Tendenz, so können wir doch ein Entwicklungs-  
gesetz darin erkennen.

Wir Deutschen haben keinen nationalen Mit-  
telpunkt, wir haben keine Typen des National-  
lebens. Wir sind auch darin das Weltvolk, daß  
wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufneh-  
men, sondern auch in uns selber die größte Man-  
nichfaltigkeit darstellen. Seit lange nur auf die  
innere Freiheit des Individuums hingewiesen, die  
nicht zu fesseln und zu binden ist von äußeren  
Gewalten, hat sich das individuelle Leben, losge-  
trennt von aller Gemeinsamkeit, bei uns am un-  
fügsamsten ausgebildet. So bei einzelnen Men-  
schen, so bei den Volksstämmen. Der Schritt  
über die subjektive Poesie hinaus zur provinzia-  
len bezeichnet schon ein Eingehen in eine Ge-  
meinsamkeit. Ist es nun wol eine zu hoch getrie-  
bene Erwartung, wenn wir von der provinzialen  
Poesie aus den Gang zu einer erneuten volks-  
thümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, seine  
Persönlichkeit zu bescheiden und selbstgenügend,  
als daß er sich an die Spitze einer Wendung stel-

len, oder von anderen dahin verlegt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poesie läßt sich aber in ihm finden.

Es war kein bloß ästhetisches, es war ein Herzensinteresse, was ihn zur Darstellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete sich daher nicht einer geschichtlichen Vergangenheit, sondern dem Volksthümlichen in seiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demselben stand. Was ihm, in seinem fortgeschrittenen Bildungsgange, geschichtlich abgethan war, lebte noch frisch und grün im Volke und bildete dem Dichter selbst die ersten zur Wurzel sich herabneigenden Jahreszweige seines Lebensbaumes.

Hebel reiht sich daher nicht der Romantif oben bezeichneter Art an. Diese hatte sich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für sich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantischen Schule blieben eine Tendenz, eine literarisch-ästhetische Erscheinung.

Auch jener mystischen Naturschwärmerei der

Romantiker stand Hebel fern, ja er neigt sich sogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrschend sinnbildlich aufzufassen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf so zu sagen auf vertrautem Fuße mit schöner Naturumgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und schaute bald darüber hinweg nach sinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinsamkeit, jene oft wundersam anziehende Regungen des stillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden sich bei Hebel nicht.

Die Romantiker standen im innersten Zusammenhang mit der damaligen Naturphilosophie, in der der Geist sich als Bewußtsein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poesie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchsten Spekulationen sucht) steht mehr auf Seite der Geistesphilosophie oder der Philosophie der Geschichte, ihr wesentliches Objekt ist mehr der Mensch und die Menschheit, das organische Leben in allem Thun.

Ein hervorragender Zug der Romantiker ist ferner die frische Wanderlust, das selige freie

Schweifen ins Weite, während sich die volksthümliche Dichtung gerne still anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus der Schule und Studirstube, aus dem Geräusch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit seinem funkelnden Thau, in die ganze frische geheimnißreiche Natur; sie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in sich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den säuselnden Heimlichkeiten der Waldeinsamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glask in Wald und Flur. All das Hausgeräthe, das ihnen in Gedanken nachlaufen wollte, all die tausend gesellschaftlichen Beziehungen, die sich ihnen anhängen wollen, all die abstracte Gelehrsamkeit, die den frischen Sinn zudeckt, bannen sie weit zurück und versenken sich still in das einsame Naturwalten und in traumhaften Gesichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Liede. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert

und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegensatz, den er dichterisch in sich hereinzunehmen oder in den er sich aufzulösen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend,“ „Sonntagsfrühe“ u. s. w. sind vorherrschend Bilder aus dem Menschenleben, sogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrunde der stillen Natur. Er besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorfe und im Hause als in Wald und Feld \*), und wenn er hinaustritt, singt er von Leid und Freud des Menschenlebens.

Hiedurch nähert sich Hebel wieder dem Volksliede, in welchem auch wenig von schöner Natur die Rede ist; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, so spricht sich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückschnellenden Widerhall der

\*) Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einsam zwischen Bäumen, sondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet süezen Anke“ u. dgl. paßt mehr für Hebel als die stille Einsamkeit des Schloßgartens.

Bergeszacken das menschliche Lieben, Leiden und  
Zauchzen in seinen tiefsten Grundtönen aus. Die  
Freude und Schönheit der Natur macht im Volks-  
liebe nicht viel von sich reden; die Natur wird  
unmittelbar mit hereingenommen, angeredet und  
bezeichnet und wieder fallen gelassen, aber im-  
mer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwi-  
schen Mensch und Natur heraus.

Die märchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümlische. — Das Nisliche der Nusanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberische bot sich von selbst dar, sie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abstrakten Theorien; auch dachten sie an keine Rückkehr ihrer Schöpfungen in das Volk und konnten sich hier um so leichter gehen lassen.

Wie verhält sich aber der moderne volksthümlische Dichter zu dem Märchenhaften, das er vorfindet und aus sich neu schaffen mag?

So lange noch eine polytheistische Auffassung wirklich in den Menschen war, formte sich als bald eine Idee, ein Begriff, Ursache und Wirkung in der Erscheinungswelt zu einer Persönlich-

feit. Wenn die Griechen sich die Naturkräfte und allgemeinen Gesetze des Menschenlebens durch die Repräsentation menschlich ausgestatteter Gottheiten näher brachten, so geschah dies unmittelbar naiv. Gleicherweise auch bei den späteren Völkern, die im Märchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiste aber, auch dem des Volkes, widerstrebt es, aus dem abstrakten allgemeinen Gedanken wieder zur Personifikation zurückzukehren. Die Märchenbildung hat im Volke aufgehört, und nur an das, was im Volke sich vorfindet, könnte der Dichter sich anschließen.

Durch die Verbreitung des Christenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut ist und vor Allem den abstrakten Gedanken Gottes als reine Idee in dem Menschen hervorrief, ist das Märchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimat mehr hat und aus dem lebendigen Zusammenhange gerissen ist; selbst der leibhaftige Teufel ist zum abstrakten Bösen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemeinen Menschlichen, durch die Wissenschaft und

den Schulunterricht, die Natur und Geist in allgemeiner Weise kennen lehren, wird es ein vergeblicher Versuch, wiederum Personifizierungen aufstellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in sich schließen. Darum ist und bleibt auch all der modern fabrizirte Feen- und Geistertram erlogen, in der Seele der Schöpfer selber erlogen oder besten Falles erträumt, aber nicht wirklich gehalten als ein Traum.

In dem modernen Märchen behält Alles in der Regel einen wachsigurnen Charakter; so sehr diese Nachbissirungen auch die Hälse drehen und die Augen rollen, der Maschinenmeister hat sie nur aufgezogen.

Die alten Volksmärchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwiesen ist, auf Göttersagen und alten Glaubenslehren und so willkürlich und traumhaft sie auch erscheinen, sind diese wunderbaren Ereignisse u. s. w. doch wesentlich Hüllen für die Darstellung der Naturelemente und ihrer Geseze. Wie sollen sich nun diese in neuerer Zeit in das Märchenhafte hüllen, nachdem sie in nackter Gesezesabstraktion gefaßt worden?

Der allegorische Grundcharakter ist in dem modernen Märchen fast ganz zurückgetreten und es wurde bloß krankes, traumhaftes Phantasiespiel, oder wenn jener Charakter sich geltend machte, war er als Abstraktion obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenössische Erscheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur spielerisch etwa für das jüngste Kindesalter als wirklich geglaubte Gestalten daraus bilden. Dem Kinde ist die wirkliche Welt ebenso verhüllt und neu wie die phantastisch erfundene, darum mag sein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin versetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren staunenerregenden Wirkungen. Es ließe sich leicht eine Geschichte erfinden, wie aus den hassenden Elementen, Feuer und Wasser, ein Dämon entstünde, der festgebannet ist, feucht und pfeift und Alles mit sich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, diesen Dampfgeist, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivität hinzustellen; es möchte wol als Spielerei er-

gögen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichterischen Glauben, der „das lustige Nichts benennt und ihm festen Wohnsitz gibt.“ Wir haben diese neue Kraft nicht zuerst als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieser Persönlichkeit, wenn man so sagen kann, sondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Ursachen und Wirkungen.

Der Menscheng Geist ist zur Anschauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgestiegen, es ist vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückschrauben zu wollen. Das Ergebniß ist hier nicht viel mehr, als daß eine rhetorische Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Gestaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poesie und Lebensfülle nicht abgeht.

Diese Wahrheit muß stets wiederholt werden, weil sich auch der gegenüberstehende Irrthum stets wiederholt. Die alten Formen erneuen sich nicht, wenn auch das Wesen des Geistes ewig dasselbe ist. Der freie Geist läßt sich nicht mehr in die Behausung der Märchen, Dogmen u. s. w.

zurücklocken, er will eine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Märchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Märchenhaften im Volksgeiste ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowol für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmunde verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Märchenhaften wieder Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Märchenhaften, so stellt sich auch die moderne volkstümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereiche des Märchens abgerissen wurde.

Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch räthselvoll verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr bloß zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflissentlich zu vernichten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird \*).

\*) So unvergleichlich schön z. B. auch El. Brentano's „Geschichte vom schönen Annerl und dem braven Kas-

Hebel wies dem Märchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt sich dabei aber rein gegenständlich zu verhalten, stellt er sich auf den rationalistisch symbolisirenden Standpunkt. Dies zeigt sich in dem Gedichte, „Geisterbesuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung sich offenbar harmlos dem Geisterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch sonst von Hebel geschene Aufgebot der Engel ist mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Personifizierung zweier menschlicher Grundleidenschaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Personifikation da, ein unwandelnder Geist, der sich nothdürftig einen Körper suchte. — In dem Gedichte „Niedliger's Tochter,“ das die schöne Sage von dem zauberischen Spinnrädchen enthält, das allein spinnst u. s. w., wird zuletzt eine rationalistische Wendung genommen.

perl“ ist, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Szene mit dem Richtschwert wegwünschen. Die Poesie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fatalistischen Charakter, der die menschlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Gleicherweise erhält in dem „Karfunkel“ das plastisch hingestellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte sich vielleicht der Dichter Hebel hierbei nicht von dem freisinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poesie?

Wenn man einmal solche Stoffe aufnimmt, müssen sie rein gegenständlich in ihrer eigenen Fassung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterscheidet sich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgesprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poesie als Selbstzweck festhielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verpflichtet, ohne eingelegter weiterer Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend ist der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, sondern als freier Widerhall des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meist gerne

entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag“, wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was isfisch? i halt's mit,“ der Bub sagt: „He nüt“ (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?  
 Was feisch derzue? Mer mueß  
 Vor fremde Lüte fründli si,  
 Mit Wort und Red und Gruetz;  
 Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,  
 Zust het me Schimpf und chunnt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?“ Die schöne Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäpplilüpfe,“ die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergibt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer ge-

hen und hierin die Darstellung und Deutung des Verhältnisses finden, daß Alles, was in unserm Culturzustande die Natur noch wild wachsend um uns her stellt, nur Leckerbissen und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind \*).

Die Volksdichtung hat oft solche wunderbare Geschichten, um daraus eine Naturerscheinung zu erklären, oft wird damit ein mystischer Naturzug gedeutet, wie z. B. bei der Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes, woraus dann gefolgert wird „darum verläßt“ u. s. w. Oft auch wird damit mehr ein Spiel getrieben, wie z. B. aus dem versunkenen Schiffe mit der ewig klappernden Salzmühle erklärt wird, daß „darum“ das Meer salzig sei. Solcher Schluß ist aber meist nur als kindliches Spiel angehängt, oder als Neckerei u. dgl.

Einem für sich selbst sprechenden Gedichte

\*) Wenn daher Servinus bei Hebel „die naiv beibrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen,“ besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkungen.

eine Nutzenanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizierende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst, wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hegt den ethischen Grundzug

nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet, den Gestalten um den Mund hängen; aus der ganzen Fassung des Lebens muß er von selbst sprechen und dem selbstthätigen Beschauer überlassen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen bestimmten Zweck mag die Dogmatisirung hingehen, weil die Gestaltung hier überhaupt weiter nichts als Illustration eines allgemeinen Gedankens ist, sie ruht nicht in sich, wie das Kunstwerk, wie das organische Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, sondern stützt sich auf ein außer ihr Festgestelltes.

Man muß im Leben und Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen, den Muth haben, sich verkennen, oder nicht richtig erkennen zu lassen. Das erklärende Beispringen wird glücklichsten Falls bloß lächerlich. Freilich wird jene Selbstverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft sehr schwer, und trotz der besten Vorsätze kommt man oft davon ab,

sodas es in manchen Dichtungen oft geht, wie in dem chinesischen Märchen von Andersen (die Nachtigall), wo die Blumen alle Schellen haben und, wenn Jemand vorübergeht, klingen, damit sie ja nicht unbemerkt gelassen werden.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefdeutigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.

Schiller's Ideal eines Volksdichters. — Idealistische  
und realistische Dichtungart.

Schiller hat in seiner hohen Weise auch theoretisch das Ideal eines Volksdichters aufgestellt. Er faßt beide Seiten ein und derselben Substanz (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zusammen, wie sie in dem Ideale auch wiederum zusammenfallen müssen. „Popularität ist ihm — sagt er in der Beurtheilung von Bürger's Gedichten — weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln

Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles; wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seiten fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos

und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nützen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgeföhle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. dgl. m., einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Geföhle der Natur auflösen, die Resultate des wachsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung

geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldig einstimmißes Verlangen würde sie endlich selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tieffinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen.“

An einer weiteren Stelle sagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein in ihm oder außer ihm wohnen)

von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.“

Diesen erhabenen Aussprüchen gegenüber, an denen man wie zu einem heiligen Vorbilde anschauen muß, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzusetzen, sie sind erschöpfend; nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart seien gestattet.

Man ersieht aus dem Angeführten wie aus anderen ästhetischen Aufsätzen, wie sehr auch Schiller die Versöhnung von Idealismus und

Realismus zur Bedingung der lebendigen Poesie setzte.

Wie schroff stellt sich die Gegenwart diesen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunstform“, wie man es nennt, soll man sich wesentlich nur noch bedienen, um diese und jene Ideen und Zustände an den Mann zu bringen; je greller und mistönender, desto besser.

Die realistische Seite der Poesie soll so stark vorgekehrt werden, daß auch die Poesie wie die meisten Lebenszustände keinen Abschluß in sich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, statt allgemeiner Sätze, Personen und Ereignisse als Beweisführungen gruppirt, eine solche mag vorherrschend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; sie mag dann mit einem mistönenden, grellen Klange plötzlich abbrechen, gerade um dadurch anschaulich zu machen, wie düster, unfertig und unharmonisch die Zustände des Lebens sind. Ein Kunstwerk dagegen muß zu einem in sich versöhnten Abschlusse gelangen. Zu diesem Behufe müssen die Licht-

seiten in all dem grausen Wirwarr bestimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Versöhnung ausströmen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf der Wirklichkeit von ihm aufbaute Welt nach höheren Gesichtspunkten, er schaltet frei, er kann und soll abschließen, wo die Wirklichkeit noch bei der Halbheit und Zerrissenheit verharret. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Consequenzen führt, die sie vielleicht äußerlich nie gewonnen, so kann er auch die Ereignisse zu einem Abschlusse führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht gibt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewissen Festigkeit erlangten Boden hat und nicht erst gestern angeschwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verschlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen Abschluß ertragen, die jeder vorgreifenden Lösung widersprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poesie liegende Macht (an die Zukunft der Geschichte) appelliren und ihr den Abschluß anheim stellen muß, den er nicht prophetisch zu ahnen wagt — solche sind nicht Ge-

genstand der Poesie. Man kann hier durch Gestaltungen die Debatte beleben, ein Kunstwerk aber nicht daraus bilden. Die strengen Politiker freilich kümmern sich wenig um dieses letztere, sie wollen die Dichtung feuilletonisiren, die Dichtung soll die Erörterung des Zeitungstertes in Gestalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Gestalten in den Mund legen. In Deutschland namentlich, wo der Erörterung so empörende Schranken gesetzt sind, findet dieselbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetischen Gewande“ und hiermit auch ein Eindringen in Kreise, die für theoretische Erörterung als solche unzugänglich sind. Was kümmert sich eine einseitige Politik um die Barbarei in der Kunst? In dem Bankbruch der Gegenwart soll auch die Kunst mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenschaft daran geben, um sie einst um so mühsamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunst, der Nützlichkeitspoesie huldigte. Wie es die Aufgabe ist, über die Erschütterung aller Zustände hinweg, in der wir stehen und der wir noch ent-

gegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, so müssen wir auch die Kunst wahren und einer Versunkenheit des Geschmacks durch bloße Tendenzdichtung entgegenarbeiten. Die frei bildende Kunst und selbst die höher gefasste Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmste Stellung und stellt uns in den entsprechenden Gesichtspunkt. Das Verunstaltende ist darum nicht übersehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunst, so pikant auch diese Beigabe sein mag.

Einem Abfall von seiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben ansetzt, wenn er die Lichtseiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrunde, auf dem sie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volke jene wesenlosen pathetischen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil sie nicht stets ihren Gegensatz mit sich führen. Aus den Kreisen des Volkslebens hat ehemals ein verkehrter weichlicher Geschmack die süßlichen Tände-

leien der Schäfer- und Idyllenpoesie geschaffen. Man ist aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenso einseitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweise das Bierschrötige, oder gar das Crasse, Haarsträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es ist eine Versündigung gegen die Poesie wie gegen das Volksthum, wenn man herrschender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und sich Ueberstürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich ist ein Wassersturz, da der Strom sich gewaltsam einen Weg bahnt und fast sich aufzulösen scheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demselben verweilen; aber es muß auch der stille Lauf des Stromes und seine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgesehen von der Rückwirkung solcher Darstellungen auf die geschilderten Kreise, erheischt es die Natur derselben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die sich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich lasse hier die Verbrecher-

poesie, die ihre krausen Gebilde gerne in die Volkskreise versetzt, zunächst dahingestellt, ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich ist, vorzugsweise die pathologischen Zustände herauszuheben und solche gar als normale darzustellen; ich will nur noch auf die Carikatur hinweisen, die bei der Darstellung von Volkszuständen leichtes Spiel hat, weil hier Alles scharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht so offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carikatur hin, das Volksthum erheischt aber und gewiß mit Recht, eine geübte und sichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrschenden Sentimentalität, ist als Soloinstrument außer Gebrauch gekommen, ebenso sind auch die ehemals in der Volkspoesie vorherrschenden Flötentöne verschwunden. Unpassend wäre es nun aber andererseits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatlosen, geschneiegelten Schäfer- und Idyllenpoesie gegenüber war es schon ein großer Fortschritt, daß Hebel wie andere Zeit-

genossen das Idealere als der Wirklichkeit inne-  
wohnend darstellte, und zwar wie es in einem  
bestimmten Volksstamme sich kundgab. Diese  
Selbstbeschränkung brachte es auch hier wie  
überall mit sich, daß kein ausgetreten Tradi-  
tionelles, sondern nur das lebendig und wirk-  
lich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt  
sich auch noch vorherrschend den lichten Seiten  
des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Re-  
gungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne  
tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen  
und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne  
überhaupt die Verunstaltungen des Menschen-  
thums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt  
er aber die handfeste Derbheit doch nicht ver-  
kennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum  
Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und  
die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings  
das Eindringen des crassen Realismus aus dem  
Heiligthume der Poesie fern, und wesentlich ge-  
wiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die

volle Wahrheit der Leidenschaft gezeichnet. Wenn sich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Truglieder finden, und fast nur weiche und sinnige, so muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines protestantischen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in sich hegte. Wie sich die oberdeutschen Protestanten schon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholischen unterscheiden, so liegt auch über der Seele ein gewisser stiller Ernst, der darin seinen Ursprung hat, daß sich hier das Individuum mehr oder minder seine Lebens- und Weltanschauung selbst schaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberschreitungen der gesetzten Ordnung wird hier in die Seele hineinverlegt, keine äußere Freisprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Last ab. Die Freude und der Jubel zeigt sich demgemäß hier oft nur so zu sagen als wüßiger Ernst, nicht in jenem fecken, sorglosen Durchbrechen aller Dämme, wie sich in katholischen, schwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgibt.

So stimmte der wigige Ernst Hebel's mit der Individualität seines Volkes zusammen.

Wenn er sich indeß auch noch hierin eine Selbstbeschränkung auferlegte, so lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichterische Schaffen, ein inneres Verhältniß stimmte mit dem äußern überein. Diese Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er stieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob sich zu demselben, das Allemannische war die höhere Sprache seiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zartesten Regungen fest, das Grobkörnige war schon von vorn herein ausgeschieden. Nie hat Hebel das Allemannische in Prosa gebraucht, nie einen jener unübertroffenen Schelmenstreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelschmied im Allemannischen erzählt; es blieb die heilige Sprache seines Herzens.

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten.

Mit dem realistischen Charakter der Volksgeschichten ist auch die meist tragische Wendung derselben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anschlusse an die äußere Wirklichkeit, sondern auch in der innern, rein idealen Folgerichtigkeit der schöpferischen Phantasie begründet.

Alle Geschichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt sich innerhalb des Gegensatzes. Das in sich verschlossene Naturleben, das rein und frei sich aus seinen eigenen Gesetzen entwickelt, in gegensagloser Unschuld, wo die Begriffe von gut und böse noch nicht statt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird, Alles dies hat noch keine Geschichte, die sich erst durch den Conflitt

der Gegenseitigkeit erzeugt und beim Menschen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Zwecke: die Entzweiung durch den Gegensatz wiederum zu vereinen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in sich harmonische Leben zurückzuführen, Natur und Gesetz wiederum zu vereinen als Naturgesetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zusammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Ursprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegensatz, wo man — wie die Bibel sich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegensatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrscht, wo der ursprüngliche Gehorsam gegen die Natur und wiederum die freie Bewältigung derselben eins geworden sind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt solches noch nirgends zu finden ist, so ist es auch in der aus der freien Phantasie geschaffenen nur selten

möglich, die Vollkraft des Daseins aus dem Widerstreite der Welt in seiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unseres Daseins und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine absolute sei und doch wiederum aus der zusammenbrechenden Welt sich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Resignation, sondern in ungetheilter Ursprünglichkeit — das sind Gegensätze, deren gerechte Vermittlung selten gelingt.

Die Poesie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und scheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt sich und nur die ewigen Gesetze bleiben; diese in Gestaltungen herausretten zu lassen, ist Aufgabe der Poesie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poesie ihr Endziel erreicht und hebt sich selbst als Poesie auf. Wird die Leidenschaft und ihr Gegensatz absolut gefaßt, so können wir menschlich bedauern, daß es zur tragischen Selbstverzehrung führt, poetisch

nothwendig aber ist es. Hier kommt keine äußerlich moralische Rücksicht in Betracht, es gilt nur die innere Genesis eines nothwendig fortschreitenden Lebensprozesses darzustellen; Anderes von der Poesie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es ist ein in sich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weise, um Hörern und Lesern den tragischen Schauer zu ersparen, einen tiefen Konflikt anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives, auf reservirte Reizungen, auf Mißverständnisse u. dgl. bauen. Die tragische Endung des absoluten Konfliktes kann und muß auch die Versöhnung in sich tragen, wenn sich diese auch nicht in einer bestimmten Formel fassen läßt; sie mag uns jenes Rauschen der Urmächte vernehmen lassen, das sich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weise die reine Selbständigkeit der Poesie gewahrt; sie beanspruchten für die Poesie ein Aehnliches wie

die reine Instrumentalmusik, die zu nichts Handlichem dient, sondern bloß unendliche Gedanken anregt.

Stellt sich die absolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geschaffenen Poesie als innere Nothwendigkeit heraus, so tritt solche noch äußerlich hinzu bei der Poesie, die sich an das Leben anschließt, wie es im Volke sich gestaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen gibt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzlich, ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, sie wird hier leicht zur absoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt sich.

Dasß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgegnossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, der selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten mächtig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles darauf und daran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und durch alle Hindernisse hindurchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgeichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volke wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Konflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den

moralischen als den ethischen Gesichtspunkt in seiner umfassendsten Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Versöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem resignativen Charakter sondern in ihrer frischen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleise führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poesie nur ihren inneren Gesetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenschaft einer in sich unverbogenen und unbeugsamen Natur in ihrer ganzen Zerstörungskraft darzustellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt gibt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthume mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielreglererei hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine bloß willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man das Bestehen und die Handhabung der modernen „Staatsmaschine“ als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachstum am Polizeistoß groß ziehen will? Befehlen, Verbieten und Ueberwachen dieser Verordnungen, das sind die Künste des Polizeistaats.

Daß man etwas anerkenne, das sich nicht einregistriren läßt, daß man etwas hege, was zu seiner Erscheinung nicht erst auf das Dekret wartete, wie sollte das die Kanzleinweisheit über sich vermögen?

Die reichste, nie versiegende Quelle des

Rechtslebens ist das Gewohnheitsrecht, der Polizeistaat hat nur seinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum ist das Heiligthum einer in sich verbundenen Menschengemeinschaft, der Polizeistaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in sofern sie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienste leistet.

Die ganze heute geübte Regierungskunst ist eine wesentlich negative, was noch als positiver Kern im Volke bleibt, muß sich ohne die Regierung und trotz derselben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthume, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirthschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und registrirt ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachsthume bedarf, ist in einer Stunde gefällt, ein Volksgebrauch, der sich seit un-

denklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, streut Sand darauf — die alte Sitte ist be-  
graben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, durch Versittlichung etwaigen Abschweifungen entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibü-  
tel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehemals zur Fastnachtzeit in jedem Dorfe ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei spasshafte Geschichten gab und allerlei Reden ꝛc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, denn es kann ja etwas vorkommen, was diese oder jene Lä-  
cherlichkeit geißelt, und dann, wie darf man eine Rede halten lassen, die nicht vorher cen-  
sirt ist?

Der Polizeistaat ist empfindlich, muß es seiner Natur nach sein, weil er seine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick seine Amtsehre angegriffen sieht.

In derselben Gegend war es von jeher Sitte,

daß die Burschen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, schaarenweise singend durch das Dorf zogen. Es soll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen sein, das allerdings ungehörig ist; statt aber durch Beredlung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu soll überhaupt das unversteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen, wozu sollen Volksspiele und dergl. dem Polizeistaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an einem Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen“ verboten, daß am Sonntag überhaupt Tanzmusik gehalten werde. Man soll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen sprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag sei, das soll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können sich einen Wochentag zu Fest und Tanz bereiten, das kann der Bauer und Arbeiter nicht. Wie der

Polizeistaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, so ist die künstlich angelegte Pietisterei gegen jeden frischen Lebensgenuß empfindlich, sie kann ihn ihrem innersten Principe nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsstyle aus.

Ich mag die Beispiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann sie täglich selber sehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeistaat sich selber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren lasse.

Ich habe bereits oben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist.

Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt, das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt

jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke, das organische Staatsleben der Zukunft wird sich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in seinen Erscheinungen, in Bräuchen und Sitten, ist wie alles Leben den Wandlungen unterworfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geschichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feststehen bekunden, so schafft sich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit dem Absterben der gewohnten Formen ist das Wesen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieser und jener sinnigen Form ist daher eine müßige, es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier die beiderseitige Aufgabe, die theils durch natürliche Ueberlebtheit, theils durch die Macht des Polizeistaates verschwindenden Formen des Volksthums in festen freien Gestaltungen für das nationale Bewußtsein zu erhalten, und andererseits von



Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart  
insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. —  
Ein Wort über das Volksdrama.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart  
insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. —  
Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprunge der Sprache,  
der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar  
in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in  
ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit ent-  
fernt, um noch daraus schöpfen zu können; da-  
gegen muß ein Anschluß an die volksthümliche  
Sprache, wie sie sich organisch und aus der An-  
schauung weiter bildet, zur frischen, sinnlich faß-  
lichen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von  
der sinnlichen Anschauung aus. Von der volks-  
thümlich lebendigen wie von der alten Sprache  
gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die

innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener.“

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfasst und bezeichnet, als ob es jetzt zum ersten Male erschiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veran-

schaulichen des Menschlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poesie. Der Satz: der Mensch ist das Maß der Dinge, gilt erst von der Bildungsstufe, die in das Bewußtsein tritt oder bereits in ihr steht, ihr voraus geht die Stufe, die menschlichen Besonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente sind thätig in der heutigen Volkssprache. Selbst die neueste technische Umgebung wird sich der poetischen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poesie, sondern eine volksthümliche Philosophie, wie sie sich abstrakt nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeist alle seine Wahrnehmungen in den kunstmäßigen und doch so natürlichen Bau seiner Sprache. Es ließe sich aus der sprachlichen Fassung der höheren Wahrnehmungen sowie aus dem Sprachmäßigen eine volksthümliche Philosophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite gestellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geschichtlichen Gesamtgeistes an und wir haben

hier unmittelbar ein Bild vom Zusammenhange unseres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wiederum Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftsprache kann sich nicht nur mit frischen Worten aus der Volkssprache rekrutiren und sie nach und nach grammatikalisch einexerciren (so haben wir im Oberdeutschen das für eine Eroberung gehaltene französische *endimanche* längst in dem Worte „gsunntigt“, so haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig“, so haben wir das einfache „es lächert mich“ für das schwerfällige: es macht mich lachen u. s. w. u. s. w.), sondern auch grammatikalisch ließe sich wol manches herübernehmen. Welch ein sicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutsche bei den Wörtern die mit Kehllauten beginnen durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorsagsylbe *ge* wegläßt. Das Hilfszeitwort zeigt schon genug die Zeit an und statt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben,

gekauft zc. sagt man: ich bin kommen, gangen u. s. w. Die englische Brudersprache hat die aus ge entstandene Vorsatzsylbe y auch längst allenthalben abgeworfen \*).

Ein Einzelner darf sich nicht so leicht etwas der Gesamtsprache gegenüber herausnehmen, und das Vorstehende mag nur darauf hindeuten,

\*) Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutschen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt sind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet sich diese Vorsatzsylbe, wie Schmeller (Die Mundarten u. s. w. 485 und 1057) nachweist, im Präsens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entschiedenheit, mit welcher in diesem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird.“

Obiges mag sich auch noch zu dem wissenschaftlichen Nachweise gesellen, den Moriz Rapp (Versuch einer Physiologie der Sprache zc. Stuttg. 1841. Th. 4.) führt, „daß die nächstkünftige Redaktion der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutschen Dialekten sich entwickeln muß.“ Hat man in Niederdeutschland ja nicht einmal das Wort „Laib“, sondern man sagt abstrakt: ein Brod. Dagegen hat man hier, wo das geschmierte Brod häufiger ist, auch ein besonderes Wort dafür und man sagt Wemme, statt des zusammengesetzten Butterbrod.

welche Fingerzeige uns die Volkssprache gibt, die Schriftsprache ebenfalls so zu halten, daß sie flüssig gesprochen werden könne.

Während die romantische Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutschen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie sich auch in Hebel befundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

Die Dichtungen, die im Volke selber entstehen, sind schon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meisten Volkslieder nähern sich der hochdeutschen Schriftsprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil diese dem gewöhnlichen Leben und somit dem Spott u. s. w. näher steht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Behmuth und ernster Erhebung hinausklingen, so erheben sie sich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volkssprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der diesen Liedern innewohnt; diese

Wendungen u. s. w. sind gleichsam die Boden-  
erde, die der Pflanze bei Verfestung in ein be-  
bauteres Erdreich blieben und sie schnell heimisch  
werden und gedeihen lassen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M.  
Napp in dem angeführten Buche erschöpfend dar-  
gethan: „Nun läßt sich denken, daß bei einer  
Gemeinsprache der Bildung, die sich in einer ab-  
strakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen  
Mundarten um so mehr ihre untergeordnete Be-  
rechtigung forterhalten, besonders in dem Falle,  
wo die Schriftsprache in der Entwicklung und  
Abschleifung auf einer Stufe stehen bleibt, die  
gewisse Lokaldialekte in der That passiert oder  
übersprungen haben, wo also die Dialekte wesent-  
lich jünger sind als die Schriftsprache. Es ist  
also nicht allein die Anforderung des poetischen  
Genius, der auch in der verachtetsten Sprachfor-  
mation die Sehnsucht hat, heimisch zu werden,  
es ist außerdem die physiologische Dekonomie,  
welche solche Lokalpoesie begünstigt, und es muß  
gesagt werden, daß besonders in dieser Hinsicht  
die oberdeutschen Mundarten eine historische Be-

deutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an sich, zur Vernichtung seiner Form, d. h. zur Allgemeinheit drängt, so hängt dagegen die Poesie sich an die Bestimmung der Besonderheit, und der Formwechsel, der jene stört und hindert, reizt und fördert diese. Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, daß unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Conflict der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens Einen (den schlechtesten) Vortheil der Dialektspoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es ist das härteste, was einer bloß provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr

zumuthet, Provinzialpoesie als solche anzuerkennen; denn sie wird hier gewaltsam in ein Element zurückgeworfen, welches zu besiegen sie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloser Bemühung begriffen ist. Darum ist auch diese Art der Poesie der Probirstein der nach dieser Seite vollendeten Bildung des Individuums.“

Es gibt eigentlich keine vollkommen entsprechende Buchstabenschrift für den Dialekt, das musikalische Element herrscht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, ist namentlich die Betonung der Vokale, die „geistiger, gleichsam stoffloser“ sind als die Consonanten, eine eigenthümliche \*).

Die neuere Physiologie des Menschen hat

\*) Schmeller a. a. D. weist schon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographische Linguistik mit der Kunde von Lauten überrascht, von denen wir keine Ahnung hatten.“ In seinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatischen Fortbildung viel gegeben.

daher auch hierauf besondere Beziehung genommen, dabey befundet sich auch der tiefe Zusammenhang des Menschen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß stehen offenbar in einem Zusammenhange mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die sprachliche wie die stoffliche Eigenthümlichkeit ergibt sich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es ist wol schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verschiedenen Dialekten vollkommen entsprechend dichte \*).

\*) Ich erinnere hier nur an die „allemanischen Lieder“ von Hoffmann von Fallersleben. Hoffmann, mit der gelehrten und dichterischen Befähigung, hat hier doch nur ein künstliches Produkt geliefert. Zwar will er nicht einsehen, daß „die deutschen Mundarten etwas Patentirtes und Privilegirtes sein sollen, die deutsche Sprache und Poesie aller Zeiten und Volksstämme sei eben Gemeingut aller Deutschen.“ Nach dieser Auflösung der Besonderheiten innerhalb einer Nation könnte man auch die Besonderheiten der Nationen auflösen und in fremden Nationalsprachen gleichmäßig dichten. Sind die Lieder von Hoffmann auch sprachlich richtig (was indeß noch zu bezweifeln ist, z. B. „zuefälli“ ist wol grammatisch richtig, aber doch nicht allemanisch, denn der Dialekt bildet sich eben nicht nach grammatischer Ab-

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen ins Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es gibt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache, in welcher es allein zur vollen Darlegung kommt.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens

fraction), so fehlt ihnen nicht nur die volksthümliche Besonderheit, sondern vielen auch die allgemeine Volksthümlichkeit. Die Stelle z. B.:

Rosengelge mit dem Frühling d'iner Wange  
Und anfang  
Goh't der kalte Winter mines Lebes abe —  
Use'm Grabe  
M'iner Hoffnig blüeh't e Blum, die schön, feine.

Sind die unterstrichenen Stellen volksthümlich empfunden? Hier ist etwas als Attribut gebraucht, was ein Satz, ein erst geschaffener Ausdruck sein sollte. Das „Grab meiner Hoffnung“ wird als bereits gäng und gäber Ausdruck zur Ausführung eines weitem Bildes genommen.

und seiner Träger besteht. Die volksthümliche Poesie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anspruch auf Erzeugung eines nie Dagewesenen, ihr Charakter besteht vorherrschend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. s. w. gemacht werden. Diese kleinen und doch wesentlichen Merkmale müssen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoesie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beispiele zeigen, einen in anderen Kreisen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufstugt. Nichts ist leichter als durch ein Uebertragen von Seelenzuständen aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewisse Ueberraschung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch seinen Aufwand auf dem Lande noch einiges Aufsehen. Was sonst platt und alltäglich erschiene, gewinnt durch die liebenswürdig räppische Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es gibt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die

(ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demselben) nicht viel Federlesens macht, in Wort und That schnell bei der Hand ist und überrascht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erstaunlich Neuem herumtastet und das rechte Wort u. s. w. kindlich mühsam sucht. Beide Naivetäten sind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur, wenn er bei seinem eigenen Inhalte bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Nahrung, ebenso leicht macht man sich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komisch, wenn man die ausrangirten stumpfschwänzigen Kurusperde vor einen Dungwagen spannt. Das ist aber eitel nichtige Possenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederste Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als solche hingestellt, die ihren Schwerpunkt in sich hat. Gedanke und Ausdruck entstehen hier mit einander und können nicht getrennt werden \*). Die aus

\*) M. Rapp in der angeführten Schrift und Joseph Bader in der Badenia haben darauf hingewiesen, wie

der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder ins Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen,“ da es heißt: „Es leb der Marggrof und sin Hus,“ so ist zu bedenken, daß dies Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dies Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß das Gedicht, „Die Hauensteiner Bauernhochzeit“ zu einem Maskenballe, nicht verfaßt worden wäre. Abgesehen von der schulmeisterlichen Wohlweisheit

der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Servinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Böh, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feste auf parkettirtem Boden zu zwingen. Der frische Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patschuli. Das Volksthum ist ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben ist nicht zu einer Carnevals-Schaustellung da.

Wenn Hebel den Schulmeister zur Fürstin sagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Röchi sind u Sege bringet,“ so ist das eine überschraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majestät Gottes streift. Dieses Gedicht gehört aber bereits zu jener Periode, da Hebel seine Dichtungen minder zu innerm Selbstgenügen schuf und manchen Einflüssen nicht widerstand. Er gehörte, wie sich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gerne Nein sagen, die leichter zu einem Widerspruche mit sich selber, als mit den Anforderungen der Gesellschaft gebracht werden. Daher wol auch die Verstimmung seiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poesie schwieg.

Für die lyrische und epische Dichtung ist der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerstrebt er schon dem Schwung in der höheren Reflexionspoesie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit,“ „Der Wächter um Mitternacht,“ ist es Hebel gelungen, mit großer Meisterschaft das Allgemeinste und Umfassendste in sein Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Erotische. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr den Puls der Zeit nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als solche stehen geblieben sind und sich nicht gegenständlich fassen lassen.

Dem Dramatischen will sich der Dialekt, wie er heute gestellt ist, am wenigsten fügen. Er ist zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber fast ausschließlich komisch oder widerlich sentimental.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Dialekt im Volke selber nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wie-

derholt sich nun in der freien Dichtung. Bei der Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bänder zwischen Rede und Handlung mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekte kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer spricht und erörtert nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig, soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein, zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus \*).

\*) Hebel hat kein Drama geschrieben, aber ein dramatisches Gattungsbild, als welches sich das Gedicht „Der Bettler“ kundgibt, mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal das Gedicht und man wird finden,

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, hatten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekte sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen, nicht einmal in den Hauptpartien; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemähesten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

die Antwort des Mädchens, die im Affekte das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr erponirt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch do“ an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinerere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Fuzelwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einbürgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit versöhnt, und während man auch hier das Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürften wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wol nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus den Mysterien, aus der Darstellung heiliger Geschich-

ten und andererseits aus Faschnachtspielen entstand, so sind Tieffinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unsere auf Schrauben gestellte Gegenwart kann zu jenem schwer durchbringen und diesen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Gestalt und Macht des Theaters hängt wesentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zusammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung sich begegnen, oder wo mindestens die sozialen Zustände genugsame Festigkeit zum Aufbau poetischer Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktische  
Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer All-  
gemeinheit längst anerkannt, fanden, so lange  
sie in der Allgemeinheit verharren, sogar hoch-  
gestellte Beschützer. Je näher man aber dem  
wirklichen Leben rückte und hier eine Bethätigung  
erheischte, um so mehr entfernte sich Gunst und  
Schutz. Was ehemals bloß Verfeinerung des  
Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch seine  
Anmuthungen für das Leben unbequem und stö-  
sam. Man stellte daher sophistisch das Unum-  
stößlichste in Frage, man wagte es nicht mehr  
offen die Grundsätze der Humanität zu bestreiten,  
man führte sie im Munde, während man gerade  
das Gegentheil anstrebte. Man ließ die Grund-

sätze gelten, aber man bestritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß diese falsche Abstraktion von Idee und Leben sich selbst aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt ist; die Idee ist keine wahre, wenn sie den Gesetzen des Lebens widerspricht, das Leben ist kein wahres und wirkliches und verdient seinen Untergang, wenn es den schöpferisch neu gestaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeigte aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgesetze einerseits ein Chaos, andererseits ein nach der Schnur gestuztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und schön, wenn die Gesetze der Humanität in spekulativen Theorien oder überschwänglichen Poesien sich geltend machten, nur sollten diese letzteren besonders nach Raum und Zeit recht weit weg versetzt werden.

Mit der Annäherung der poetischen Auffassung an das wirklich Vorhandene, mit der Erfassung des Volksthümlichen nach seiner Erscheinung wie nach seinen innern Bedingungen ist

eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz gibt, das ihr nicht nach euren abstrakten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die duftigsten Blüten des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er sich nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Konsequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten, sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Den-

ken und Thun zum Einklang führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Wege bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist z. B. bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einem Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen von Boz, zu den Korngesezdichtern u. s. w. Man begnügt sich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volkstümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben sich anschließenden Phantasie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder soll die Muse jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accorde die Hand zum Empfange milder Gaben für die Armen auszustrecken?

Ein dichterisches Werk ist kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Besiz Begabten;

es muß vom Boden der gegebenen Verhältnisse aus, von eigener Schöpferkraft getragen, sich über das Vorhandene hinaus-schwingen und in sich selbst seinen Abschluß finden. Ein Dichterwerk ist auch kein Brandbrief, gelegt um zu schrecken oder vorsorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Fassung des Lebens in seinen reinen Konsequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkte darf das Wesen der Kunst nicht aufgegeben werden, sie soll das verwirrte und verunstaltete Leben zu seiner Einheit und Reinheit durchführen, indem sie hiebei sich selbst genügt und ihren ewigen Gesetzen, fügt sie sich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es gibt viele politische und sozialistische Nigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Prozesse der Gegenwart auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse, da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhenden Gestaltungen der Kunst liefern mitten aus dieser ruhelo-

fen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht. Es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat, der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden.

Die Kunst soll der Befreiung des Lebens geopfert werden und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist die Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit seinem Gegensatze, dem idealistischen, zusammen, aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle bloß für sich geltende Schönheit soll abgenommen und in den Diegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealistisches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten sich selbst

wieder auflösende Dichterwerke entbehren des ethischen Grundzugs, sonst überall macht sich eine bestimmte Weltanschauung des Dichters geltend, so sehr auch die Einzelgestalten und das Ganze für sich leben mögen. Dies ist keineswegs eine oben aufgelegte abstrakt bleibende Tendenz, sondern gerade das innerste Lebensmark.

Hierher wendet sich auch die neuerdings vielfach erörterte Frage über politische Poesie. Die Politik kann gewiß mindestens ebenso gut als jede andere menschliche Beziehung Gegenstand der Poesie sein, nur muß sie sich, wie alles zur Poesie Gewordene, über die Rhetorik, über die abstrakte Deklamation erheben, die Regungen des Zeitalters mit dem ewigen Menschlichen verbinden und zum Kunstwerk gestalten, das mehr ist als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in seiner erhabenen Weise dargestellt, die gewaltigsten seiner Dichtungen durchströmt das politische Zeitbewußtsein, oft in prophetischer Weise, und wer wird seinen Gestaltungen die Poesie absprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerspricht dem=

nach auch keineswegs der reinen Kunst, wenn sie es vermag, ihr Princip zum gleichsam unsichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck sagt, immanent ist.

Es ist dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoesie entstehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutschland namentlich, so ehrlos auch unsere Rechtszustände sind, haben noch so viel unverwüsthliche Innigkeit des Volkslebens, es ist noch so viel Sonnenschein, so viel Wiesen- und Waldgrün zwischen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge sich sattfam daran erquicken mag. Nur soll man sich nicht an diesen allein erfreuen, den herzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende übersehen, oder gar als malerisch betrachten. Der Poesie wird und muß es immer verstattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im starren Winter, lieber die Menschen im Festeschmucke zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuche zu nagen. Das ist nicht eitle

Genußsucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poesie wie die Musik hat ihre reichsten Töne für den Schmerz, sie werden allüberall hereinklingen, nur sollen sie nicht als bloße Dissonanzen gefaßt werden.

Die Poesie widerspiegelt die Welt, zunächst ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, d. h. der ewigen, wie sie in den mannigfachen Gestaltungen sich kundgibt, die Ehre zu geben, die Poesie als solche ist deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinne, die Poesie ist kein Vorspannferd für allerlei Tendenzen, um den stecken gebliebenen Staats- und Gesellschaftswagen über Berge und durch unwegsame Gründe zu führen; der alte Pegasus hat nebst seinen gesunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden steht, auch noch sein Flügelpaar, mit dem er sich nach Herzenslust frei aufschwingt.

Die Poesie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängnisse, Kanzleien &c. nicht besser ein, sie zeigt euch aber das Walten der ewigen Mächte unter der Oberfläche des Lebens, sie stellt

euch Verknüpfungen von Ursache und Wirkung dar, die ihr so anschaulich gewöhnlich nicht erkennt. Aus dieser tieferen Erfassung des Lebens erschließt sich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Eine ideelle Construction der wirklichen Welt anzupassen, diese zu ordnen und zu leiten, ist nicht Aufgabe der Poesie.

Man kann die Erlösungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Gestaltungen wach rufen, ohne darum Erlöser sein zu können.

Zu einer Zeit der Massenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrschenden Charaktere auftreten, erschließt sich immer mehr das Bewußtsein, daß das Schicksal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochstehenden ausgeht. Man hört so oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt sollte man daraus gerade die tröstliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchschnittsmaß größer geworden ist, daß es weniger kleine Menschen gibt.

Auch in dem Lebensdrama, das sich jetzt

aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenpieler, sondern auf das Zusammenspiel, wie man es nennt, auf das Ensemble an. Die Kunst wird sich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppierung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müssen, aber auch hierin macht sich bereits das neue Princip geltend.

Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehemals bloß Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poesie hebt Individuen aus jenen Kreisen heraus, die man sonst nur als Gesamtheit zu fassen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr oder minder vollendete Abgeschlossenheit des individuellen Lebens, seine Hindernisse und Förderungen, die Vereinsamung

und Verlassenheit auf der einen und die gewaltsame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchsten Aufgaben der Philosophie ist, der Einigung zwischen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Gesetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, so stellt sich dies der Poesie concreat als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in seinem Zusammenhang mit Welt- und Menschenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. s. w. Einzelwille und Einzelinteresse mit dem Gesamten versöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetischen Bereiches. Die spröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Bestimmungen, und hierin liegt ein tiefes Gesetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens ist nicht bloß dessen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach bar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenen Gedanken Folge leistend; vielmehr ist mit jeder Bethätigung oder Bewerkstelli-

gung eines Gedankens eine wesentlich neue Schöpfung desselben nothwendig verbunden. Hierin bekundet sich das Innewohnen des Geistes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geschlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als solche ausführen. Darum muß jede noch so hohe und in sich abgeschlossene Offenbarung, wenn sie zum Leben wird, zugleich als eine andere erscheinen; ohne dieses wäre sie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geistes, die täglich wiederkehrende neue Erschaffung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheischen.

In dem Wesen der neuen Menschheitsbefreiung liegt es, daß sie nicht mehr Sache eines einzelnen Geistes oder einiger ist, die ein Programm entwerfen, das die Zukunft abzuschnurren hat; sondern daß die Gesamtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müs-

sen sich dann Ergebnisse herausstellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus sich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmassen die Geübteren u. s. w. heraustreten und vorschreiten, um sodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Gesammtmasse nachzurücken und zu ferneren Bewegungen sich anzuschließen hat, so wird es auch im Gebiete des Geistes und des Lebens überhaupt sein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Masse versteckten Führer wird aber immer um so größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiete mag sich bereits als Thatsache ergeben, daß die Darstellung volksthümlischer Zustände — so getrübt sie auch durch Effectmacherei u. dgl. sein mag — unaufhaltsam ist und ihr sonach ein nothwendiges geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses

Wesen einzuwirken, denn nicht das schlechthin Wirkliche ist Gesetz, sondern das Höhere, in der ewigen Natur Begründete.

Hieraus ergibt sich zunächst die Schriftstellererei für das Volk.